

Auch wird 1Kor. 14,34 („laßt die Frauen schweigen in der Gemeinde“) nicht kommentiert. Ähnlich überspringt Grünzweig 1Tim. 2,8-15 („Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung. Einer Frau gestatte ich nicht, daß sie lehre, ...“) mit der bloßen Überschrift: „In den Versen 8-15 gibt Paulus noch Einzelanweisungen zum Gebet und zum Verhalten im Gottesdienst“ (S. 310).

Immer wieder wird deutlich, daß Grünzweig von der Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift ausgeht. Seine evangelikale Haltung zeigt sich auch durchgehend bei Lehrpunkten wie der Christologie (z.B. S. 277f, 372).

Die Gabe der Prophetie ist für Grünzweig „Schriftauslegung – wobei die Heilige Schrift in eine konkrete Situation, in die Fragen der Menschen hinein ausgelegt wird. Das geschieht mit innerer Vollmacht und gibt den Menschen Wegweisung und Tröstung“ (S. 181). Grünzweig scheint eben diese Gabe gehabt zu haben. In der Tat ist dieser Band für junge Christen und für Suchende ein geeignetes Geschenk. Auch für Reifere im Glauben gibt es in diesem Band Hilfe, das NT nochmals frisch und lebendig vor Augen zu führen.

*James Anderson*

---

Martin Hengel. *Die johanneische Frage: Ein Lösungsversuch*, mit einem Beitrag zur Apokalypse von Jörg Frey. WUNT 67, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1993. xiv + 482 S., DM 168,-.

---

Nach den großen Monographien über die Zeloten (1961, <sup>2</sup>1976) und über die Begegnung von Judentum und Hellenismus (1969, <sup>3</sup>1988) legt Martin Hengel wieder eine große Studie vor, diesmal zu einer neutestamentlichen Thematik. In dem vorliegenden Buch über die johanneischen (joh) Schriften geht es fast ausschließlich um die Fragen nach Verfasserschaft, Einheitlichkeit, Echtheit, Entstehungsort, Datierung, Adressaten und historischem Kontext. Ein Nachtragskapitel über die Johannesoffenbarung (S. 326-429) stammt von Jörg Frey, einem Schüler Hengels. Die Studie verdankt ihre Entstehung einem Tübinger Seminar (1984), den Stone Lectures in Princeton (1987) und einer kleineren englischen Ausgabe (1989), die mehrfach überarbeitet und erweitert wurde.

Schon allein der Umfang der vorliegenden Arbeit zu den traditionellen Einleitungsfragen zeigt, daß H. mit der vor zehn Jahren geäußerten Meinung von Jürgen Becker nicht einverstanden ist, der meinte, im Blick auf die Verfasserfrage und den zeitlichen sowie geographischen Ansatz des Johannesevangeliums gäbe es eigentlich „nichts Neues unter der Sonne“, und neue Gesichtspunkte seien auch in Zukunft kaum zu erwarten (J. Becker, „Aus der Literatur zum Johannesevangelium“, *Theologische Rundschau* 47 [1982] 285). Wahrscheinlich ist es diese für die historisch-kritische Zunft nicht untypische Haltung gegenüber dem Johannesevangelium (Joh), die H. provoziert hat, Fachkollegen und ihre Positionen mit zum Teil erstaunlich deutlichen, manche würden

sagen polemischen Äußerungen zu kommentieren. Seine Hauptkritik besteht in dem Vorwurf, die „radikale Kritik“ verkenne, daß die auch von einer Mehrheit akzeptierte „anerkannte Tatsache“ häufig im Grunde „nur eine für eine gewisse Zeit beliebte Hypothese“ ist und oft genug zwar den frühesten Quellen mit ihren Nachrichten und Hinweisen eine prinzipielle Skepsis entgegenbringt, die bei den eigenen kreativen Konjekturgebäuden fehlt (S. 5). So bezeichnet er Schmithals' Datierung der Endfassung des Joh weit in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts (*Johannesevangelium und Johannesbriefe*, BZNW 64, 1992) als einen „grotesken und willkürlichen Gewaltstreich“, der sich einer „tendenziösen Auswertung der Quellen (bzw. einer Auswahl derselben)“ und einem „Mangel an jeglicher Selbstkritik“ verdanke und deshalb als „durchweg abschreckendes, aber zugleich auch psychologisch interessantes Beispiel“ gelten müsse (S. 18 Anm. 19), zumal die „abenteuerliche“, „groteske“ Spätdatierung deutlich mache, daß Schmithals sich für die historische Wirklichkeit und für die Fakten der Überlieferung nicht interessiere – von wissenschaftlicher Qualität könne man hier nicht reden (S.32, Anm. 61; S. 218 Anm. 36). H. kritisiert wiederholt die häufige Ignorierung der breiten altkirchlichen Tradition, als existiere sie gar nicht, und kommentiert mit bissigem Unterton: „Oft wird es hier schwer, zwischen scheinbar radikaler Kritik und schlichter Unkenntnis der breiten Quellenüberlieferung zu unterscheiden“ (S. 305).

Wenn H. im Blick auf Versuche wie die von Raymond Brown, der für seine Rekonstruktion der joh Gemeinde vier allgemeine und sieben oder acht feinere Phasen annimmt, bemerkt, er fühle sich „schlechterdings überfordert“ (S. 10), dann bezieht sich dies – der wieder beeindruckende Kenntnisreichtum historischer Fakten und Prozesse macht es deutlich – nicht auf solche Unternehmungen *per se*, sondern auf den notwendigen Wagemut, mit dem Exegeten abseits von den Texten und oft genug gegen dieselben ihre hypothetischen „Geschichten“ vortragen. H. will „trotz, ja gerade wegen des gegenwärtigen Desinteresses“ die Frage nach der Autorschaft der joh Schriften und nach dem historischen Ort ihrer Entstehung neu stellen (S. 12). Er ist überzeugt, daß das Joh-Evangelium und die Joh-Briefe das Werk eines überragenden Theologen sind. Die Annahme eines literarisch und theologisch kreativen Kollektivs, das mit einer Vielzahl von Autoren und Redaktoren nach vielen Entwicklungsstadien schließlich das joh Schrifttum hervorgebracht habe, sei nicht überzeugend: „Ich glaube nicht, daß Kollektive in der Antike ohne *einen Kopf* als spiritus rector wirklich kreativ waren. Sie sind es auch heute noch nicht“ (S. 3). Als „Beleg“ für den letzten Satz fordert er „die so tüchtigen Literarkritiker“ seiner Disziplin heraus, aufgrund der vorgelegten Studie die komplizierte achtjährige Entstehungsgeschichte zu rekonstruieren (S. 2).

H. setzt bei der Wirkungsgeschichte des joh Schrifttums im 2. Jahrhundert ein (Kap. 1, S. 9-95). Er kommt nach einer ausführlichen, souveräne Beherrschung der Primär- wie Sekundärliteratur anzeigenden Behandlung von u.a. Irenäus, Polykrates von Ephesus, apokrypher Johannes-Literatur, Justin, der Apo-

stolischen Väter und – ausführlich – Papias, zu einem zweifachen Ergebnis: (i) die früheste Johannesüberlieferung war nicht einheitlich, sondern weist auf zwei Johannesgestalten hin: den Zebedaiden Johannes und den „Presbyter Johannes“ als offenbar bedeutenden Traditionsträger und Lehrer gegen Ende des 1. Jahrhunderts; (ii) die ältesten Johannestraktionen konzentrieren sich von Anfang an vor allem auf Kleinasien. Leider geht H. bei (i) seiner Diskussion der Papias-Notiz (S. 79, 103-107) auf die Interpretation von Theodor Zahn und neuerdings C. S. Petrie (NTS 14 [1967-68] 15-32: 21) und anderen nicht ein, nach welcher der mit dem Artikel wiederholte Name Johannes (*ho presbyteros 'Ioannēs*) den Sinn „der zuvor erwähnte Alte Johannes“ ergibt: dann spricht Papias nicht von zwei verschiedenen Johannesgestalten, sondern von den *presbyteroi*, den alten Zeugen der ersten Generation, die gestorben sind (*eipen*, „was sie gesagt hatten“), und den alten Zeugen der ersten Generation, die noch leben (*legousin*, „was [sie] sagen“), zu denen neben Aristion *ho presbyteros*, der noch lebende Alte Johannes – beide Jünger des Herrn – gehört.

H. meint, daß sich die Identifikation des „Alten“ Johannes von Ephesus mit dem Zebedaiden „erst unter Verdrängung der Nachricht bei Papias vom Tode der beiden Zebedaiden etwa 1-2 Generationen später“ vollzogen habe (S. 118, 88-91). Die „Nachricht des Papias“ findet sich (allerdings) bei späteren Zeugen des 4. und 5. Jahrhunderts. Ausschlaggebend scheint für H. die Beobachtung zu sein, daß die Tradition vom Martyrium des Zebedaiden Johannes gegenüber der einheitlichen späteren kirchlichen Tradition die *lectio difficilior* darstellt und deshalb eine „gewisse Plausibilität“ habe (S. 91). Eine „gewisse Plausibilität“ scheint mir jedoch keine ausreichende Grundlage für den apodiktischen Satz zu sein: „*Deutlich* ist weiter, daß dieser Johannes nicht ohne weiteres mit dem Zebedaiden aus dem Zwölferkreis identifiziert werden darf“ (S. 118, Hervorhebung E.J.S.).

Im 2. und 3. Kap. (S. 96-150, 151-203) skizziert H. die kirchliche und theologische Rolle des von Papias erwähnten „Alten“ Johannes von Ephesus als Autor der drei Briefe, die seinen Namen tragen. Im 4. Kap. (S. 204-274) zeigt H., daß das Evangelium, wie die drei Briefe, eine Einheit bildet und „die Umrissse seines Autors“ sichtbar werden läßt. Auf die Argumente für die sprachliche, literarische und theologische „relative“ Einheitlichkeit des Evangeliums, die gegen die Vielzahl älterer und neuerer literarkritischer Hypothesen ins Feld geführt werden (S. 224-264), kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden.

Neben referierender Aufnahme relevanter Forschungsergebnisse findet man auch ‚common-sense‘ Argumente, die deutschen Exegeten leider viel seltener als beweiskräftig gelten als ihren angelsächsischen Kollegen. Zum Beispiel: H. meint, daß sich die „störenden Elemente“ im Evangelium „auf sehr verschiedene Weise“ erklären lassen: „Wer von uns [hier läßt H. erkennen, wen er sich als die Adressaten seiner Studie vorstellt!] hat nicht schon (als sein eigener Redaktor) ergänzende Sätze in eigene Manuskripte eingefügt und dabei den Satzduk-tus unterbrochen? Mir geschieht das ständig, vor allem bei Manuskripten, die

längere Zeit ruhten und dann überarbeitet werden. Bei einem relativ ungeübten Autor wie dem Schulhaupt wäre es sonderbar, wenn dies nicht vorkäme“ (S. 260). Seinen „Versuch einer eigenen Lösung“ in der Frage nach der Entstehung des Joh charakterisiert H. als hypothetische „Erwägungen eines Exegeten, der seiner Sache durchaus nicht sicher ist“ (S. 264).

Das 5. Kap. (S. 275-325) bietet eine zusammenfassende Konzentration auf die Person des Autors, seinen kulturellen und religiösen Hintergrund und seine geschichtliche Situation. H. argumentiert für einen palästinischen Ursprung des Evangelienautors, wobei das Werk selbst „nicht mehr im jüdischen Milieu entstanden ist und keine akute und intensive Auseinandersetzung des Lehrers und seiner Schule mit dem Judentum des Mutterlandes und seinen typischen Lehrmeinungen widerspiegelt“ (S. 276). Die Aussagen über „die Juden“ dürfen nicht als antijudaistisch im modernen Sinn verstanden werden, sind aber Hinweis darauf, daß sich Johannes und seine Gemeinden schon lange von der Synagoge getrennt haben: das Evangelium wurde für ein hauptsächlich heidenchristliches Publikum geschrieben (S. 297f), und zwar nicht als Missionschrift, sondern als „feste Speise“ (S. 300f).

Für nicht verifizierbar, aber für bedenkenswert hält H. die Erwägung, daß der Autor des Joh der Jerusalemer Priester-Aristokratie entstammt (S. 306-313). H. meint, die abschließenden Herausgeber des Joh hätten vermutlich bewußt zwei verschiedene Johannes-Gestalten miteinander verbunden und in die Gestalt des Lieblingsjüngers hineinprojiziert: den Zebedaiden Johannes als den zweiten Mann nach Petrus in der frühesten Urgemeinde (der vermutlich zwischen 50 und 70 n.Chr. als Märtyrer starb), und den Alten Johannes als den Gründer und das Schulhaupt der Joh Schule, der zur Zeit der Passion Jesu ein noch relativ unbekannter Jünger war und sich im Zusammenhang mit den Wirren des jüdischen Krieges in Kleinasien ansiedelte (S. 317f). H. datiert das Joh um 100 oder ein wenig später, mit dem apodiktisch klingenden Votum: „Viel früher wird man das 4. Ev. keinesfalls ansetzen dürfen“ (S. 15, Anm. 13).

H. hält die von P. Parker angeführten 21 Gründe gegen eine Verfasserschaft des Zebedaiden zwar nicht alle für überzeugend, hält aber fest, daß sie nicht einfach beiseitegeschoben werden können. Umgekehrt gilt allerdings auch: die z.B. von J. A. T. Robinson (oder dem frühen R. E. Brown, oder L. Morris) angeführten Argumente für eine Verfasserschaft des Zebedaiden kann man ebenfalls nicht einfach beiseiteschieben: H.'s Position in dieser Frage wäre überzeugender, hätte er den Versuch gemacht, die besten Argumente für eine Identifizierung des Lieblingsjüngers mit dem Zebedaiden Johannes als Autor des Joh aufzugreifen und zu widerlegen. Immerhin hält H. ausdrücklich fest, daß er es nicht für prinzipiell unmöglich hält, daß „ein Jesus nahestehender Jünger und Augenzeuge ein solches Evangelium, das mit der geschichtlichen Wirklichkeit so gewaltsam umgeht und sie zugunsten der Selbstverkündigung des präexistenten und erhöhten Gottessohnes in der Gestalt Jesu radikal umformt“ (S. 319), geschrieben habe.

Gerade an dieser Stelle hätte ich mir gewünscht, daß H. das Gespräch mit J. A. T. Robinson sucht. Er gesteht Robinson großen Scharfsinn zu, scheint jedoch dessen These einer Frühdatierung von Joh (um 65) der „modischen Devise ‚öfter mal was Neues‘“ zuzuordnen (S. 15) und ist von dessen Argumenten für die historische Zuverlässigkeit des Joh offenkundig auch nicht beeindruckt. Die Frage nach der historischen Zuverlässigkeit des Joh verdient es aber, ausführlicher diskutiert zu werden, als H. es tut: Er schließt „einzelne historisch wertvolle Überlieferungen“ nicht aus, hält die Frage aber für „weitgehend“ negativ entschieden (S. 320; H. meint, der Autor habe die geschichtliche Wirklichkeit „vergewaltigt“, S. 322). Daß dieses Gespräch nicht stattfindet, zeigt wahrscheinlich, daß die Möglichkeit der historischen Zuverlässigkeit und Relevanz des Joh selbst bei den Forschern, die sich nicht scheuen, als „altmodisch“ dargestellt zu werden (S. 12), nur am Rande auftaucht (S. 320, 323), aber nicht auf ihre Wirklichkeit überprüft wird. H. kann für Joh 4,6-9 den „Realismus der Erzählung inklusive der geographischen Schilderung“ als erstaunlich bezeichnen, um dann sofort und ohne Begründung die Bemerkung anzuschließen, daß dies „natürlich kein Beweis für ihre Geschichtlichkeit“ (horribile dictu!), sondern eher ein Beweis für die „Kenntnis der Szene bei dem, der die Erzählung geformt hat“, sei (S. 197 Anm. 133).

In H.'s Argumentation schimmert immer wieder und meist ganz unerwartet Kritik aktueller Zustände durch. So etwa in seiner Behandlung der Abwehr von Irrlehrern in 2Joh 10: Die rigorose Verweigerung der Beherbergung widerspricht zwar „unserer unverbindlich-menschenfreundlichen Kirchlichkeit“, erklärt sich jedoch aus der tödlichen Gefahr der Irrlehre, die die reale „Menschlichkeit“ der Person Christi leugnet und damit die rettende Wahrheit des Christusglaubens negiert (S. 145).

H. weiß, daß seine Thesen nicht völlig neu sind, zumal er sich ausdrücklich der Darstellung Adolf von Harnacks verpflichtet weiß (S. 3f, 12, 324). Aber er macht in neuer und umfassender Weise deutlich, daß die verbreitete kritische Skepsis im Blick auf die Gestalt des Verfassers des Joh und der joh Briefe unangebracht ist.

*E. J. Schnabel*

---

Gerhard Hörster. *Einleitung und Bibelkunde zum Neuen Testament*. Handbibliothek zur Wuppertaler Studienbibel. Wuppertal: R. Brockhaus, 1993. 208 S., DM 29,-.

---

Gerhard Hörster, seit 1976 Dozent für Ethik und Neues Testament am Theologischen Seminar der Freien evangelischen Gemeinden in Ewersbach, hat mit seiner *Einleitung und Bibelkunde zum Neuen Testament* im Rahmen der Wuppertaler Studienbibel ein übersichtliches und gut lesbares Lehrbuch vorgelegt.